Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 22 (1932)

Heft: 1

Artikel: "Das wahre Gesicht der Astrologie"

Autor: Fankhauser, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633506

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

& Beyeler zu Verfassern. Wir bringen das Modell ihres Entwurfes im Bilde (s. Abb. S. 5 oben). Der Jurybericht rühmt ihm mit Recht „sehr gute städtebauliche Qualitäten" nach. Nicht einwandfrei gelöst sei die erste Bauetappe (Anbau Mobiliarversicherung mit dem engen Hof). Einen besondern Vorzug des Entwurfes erblickt das Preisgericht im weiträumigen Platz an der Bundesgasse. Die Gesamtorganisation wird als klar und einfach gepriesen; die Besucher können sich in der Tat rasch zurechtfinden. Nur unwesentliche Räume liegen nach Norden. Sehr gut studiert ist der Stadtratssaal, der auf der stillen Südseite seinen Platz gefunden hat. Nicht stichhaltig scheint uns der Einwand des Preisgerichts zu sein, die an sich klare Architektur trage zu sehr nur sachlichen Charakter.

Das im zweiten Rang stehende und mit einem dritten Preis (Fr. 6000) ausgezeichnete Projekt ist von den Architekten Bützberger in Burgdorf und Ebersold in Bern (s. Abb. S. 5 unten). Die Verfasser haben — sagt der Jurybericht wörtlich — die Gesamtsituation gut erfaßt — wohl am besten von allen Projekten. Nicht gut gelöst ist die Saalfrage; der Stadtratssaal liegt an der lärmigen Monbijoustraße.

So hat das Preisgericht Licht und Schatten über die Entwürfe verbreitet, eine gewaltige Leistung, denn jeder Entwurf erhielt seine Note. Wenn nicht wenige der Entwürfe durch ihre Kompliziertheit überraschten, so ist doch das Ergebnis ein annehmbares. Bezeichnend und erfreulich zugleich ist der durchgehend festzustellende Zug nach sachlichen Lösungen. Die Zeit der falschen Repräsentation scheint doch für einmal vorüber zu sein. Ein Verwaltungsgebäude ist ein Haus der Arbeit und kein Palast. Wesentlicher als eine „schöne" Fassade ist ein Höchstmaß von Luft und Licht (siehe die neue Landesbibliothek).

Es wird noch viel Wasser die Aare herunter fließen, bis das Stadthaus bezogen werden kann. Der erste wichtige Schritt ist getan. Noch muß vieles näher ausgedacht werden. Der Wettbewerb bildet eine brauchbare Grundlage. Hoffentlich nötigt die immer schärfer werdende Krise unsere Behörden nicht, die Ausführung auf unbestimmte Zeit zu verschieben. Derartige Bauten bringen viele Arbeitsgelegenheiten, so daß sie auch in Krisenzeiten (oder just deshalb) in Angriff genommen werden dürfen. J. O. K.

„Das wahre Gesicht der Astrologie."

Ein neues Buch von Alfred Fankhauser.

Der Berner Dichter Max Pulver ist durch sein Werk über Graphologie zur europäischen Berühmtheit geworden. Sein Kollege Alfred Fankhauser, den unsere Leser als Verfasser packender Romane und Erzählungen kennen, entpuppt sich eben in seinem neuesten Buche als Wissender auf einem noch komplexeren Geistesgebiet. Er legt uns darin Thesen von überraschender Zentralität vor, Thesen, die die Gelehrten aller Fakultäten zum Aufhorchen zwingen müßten, sollte uns der erste Eindruck seines Werkes nicht völlig täuschen. Aber Fankhausers Astrologiebuch richtet sich nicht bloß an die Gelehrten, so substantiell und tiefgründig es auch seine Beweisführung gestaltet. In seinem allgemeinen Teil ist es auch für Nichtfachleute, für den Schlechtweg-Gebildeten zugänglich. Denn es ist lesbar — eine erfreuliche Ausnahme unter den gelehrten Büchern — lesbar, weil von einem Stil getragen, der sich an näherliegenden menschlichen Problemen geschliffen und geübt und der die Allgemeinverständlichkeit als Ziel vor Augen hat. Das sei vorab dankbar festgestellt.

„Das wahre Gesicht der Astrologie." Es ist Zehn gegen Eins zu wetten: der unvorbereitete Leser dieses Buchtitels erwartet, daß hier der heutigen Sterndeutekunst die unschuldige Maske abgezogen wird und daß eine recht tückisch-teuflische Fratze zum Vorschein kommt. Astrologie das Zerrbild einer Wissenschaft, eine satanisch-verlogene Machenschaft, dazu bestimmt, die Menschheit von Gott und dem rechten Glauben abzubringen.

Denn was weiß man allgemein von den Astrologen? Sie stellen Horoskope, deuten aus der Konstellation der Gestirne in der Geburtsminute das Schicksal des Menschen, geben Ratschläge für das praktische Leben (siehe unten den Abdruck: „Was kann die Astrologie praktisch.") Sie treiben also Wahrsagerei wie die Kartenlegerinnen und Handleser und ähnliche Typen aus der Zunft der Charletane. Die Wirkung darum auch eine schädliche. Die Oeffentlichkeit muß sich zu ihr stellen wie zur medizinischen Quacksalberei, sie muß sie unter Verbots- und Strafgesetze stellen.

Nein, die Sensation des Fankhauserschen Buches liegt auf der gerade entgegengesetzten Seite.

Astrologie ist kein Humbug, sondern ist höchstes Wissen. Ist Wissen um die tiefsten Zusammenhänge im Weltall. Ist Philosophie — Weltweisheit — in des Wortes überragendstem Sinne. Ist Zusammenfassung, Synthese von Wissen und Glauben, ist innerste Anschauung Gottes, ist Theosophie. So will die moderne Astrologie, zu deren Wortführer Alfred Fankhauser sich macht, verstanden sein.

Was die uralte Kunst der Sterndeutung in Verruf und Verachtung brachte: die dilettantische, die Leichtgläubigkeit ungebildeter Klienten skruppellos ausnützende Erwerbsastrologie in Vergangenheit und Gegenwart, soll als überwunden gelten. Es sind kümmerliche Ueberbleibsel eines großen Erkenntnisgutes, das unserem Geschlechte verlorengegangen ist. Erhalten geblieben ist immerhin ein wertvoller Teil des astrologischen Höchstwissens in den indischen Mysterienbüchern. Dieser Teil wiederzugewinnen ist die Aufgabe der „reformierten" Astrologie. Ihre Vertreter benutzen die von der Theosophie geleistete Forscherarbeit. So schöpft Fankhauser ausgiebig aus der dreibändigen „Geheimlehre" der Indiologin Blavatsky.

Astrologie — auch die auf das alte Mysteriumwissen sich stützende Alfred Fankhausers — ist eine Hypothese, gegründet also auf einen Einfall: So muß es sein! Das ist kein Mangel. Denn welche Wissenschaft käme ohne Hypothese aus? Auch die heutigen offiziellen Wissenschaften bauen auf ein „Weltsystem" auf, dessen Fundamente aus unbewiesenen Hypothesen bestehen. Kein Jahr vergeht, ohne daß nicht der eine oder andere Stein dieses Fundamentes gelockert würde.

Die astrologische Hypothese besagt: Alles Sein und Geschehen im Weltenraum, also auch auf unserer Erde, ist vorbedingt und vorbestimmt durch eine zentrale Kraft. Diese manifestiert sich in den Wirkungen der Planeten, die in gewissen Konstellationen (gegenseitigen Stellungen) so verstärkt sind, daß sie sich im Menschenleben als Schicksal zur Geltung bringen.

Die Lehre von der Schicksalskraft der Gestirne ist uralates Erkenntnisgut. Jedes alte Kulturvolk besaß astronomisches und als Nutzfolgerung daraus astrologisches Wissen. Und zwar in einem Ausmaße, das uns Heutige in Erstaunen setzt. Die altheidnischen Sternheiligtümer von Stonehenge in Südengland, die „Irminsaul" der Sachsen Widukinds, die Tempelburg „Alesio" der Gallier bezeugen dies für die Kelten und Germanen in Europa, die Pyramiden und schriftreichen Felsentempel in Aegypten, Mesopotamien, Indien, in Yukatan und Mexiko für die östlichen und westlichen Kulturvölker der übrigen Erde. Der Afrikaforscher Frobenius deutet aus seinen archäologischen Funden heraus die heutige Negerkultur als armselige Reste vergangener Herrlichkeiten; er gibt also nicht dem Darwinismus, sondern der Theosophie oder der Antroposophie, ihrer Abspaltung, recht, die in der Kulturgeschichte die umgedrehte Perspektive entdecken: die Menschen vor 5000 und 10,000 Jahren besaßen Erkenntnisse, die wir heute erst mühsam auf analytischem Wege wiederzugewinnen suchen.

So wußten die alten Inder um eine Reihe von astronomischen Zyklen, die heute von den Astronomen, Geologen, Biologen und Biochemikern neuentdeckt werden.

Was ist ein Präzisionszyklus? Das ist die Zeit — schon die alten Indier berechneten sie auf 25,920 Jahre — während welcher der Tierkreis sich um seinen eigenen Mittelpunkt dreht. Man weiß, daß sich die Polaxe der Erde während dieser Zeit um 4 Grad verschiebt. Vielleicht erklären künftige Geologen die „Rotation der Erdaxe" als hinreichend, um die Eiszeit, die Entstehung der Gebirge, Kontinente und Meere, die Verschiebungen der Klimata usw. zu begründen.

Ein deutscher Forscher findet aus den Jahrringen gefällter Eichenstämme einen 11jährigen Wachstumszyklus heraus. Das ist die Länge des Jupiterjahres. Ob dieser Planet das Wachstum der Eichen beeinflußt? Ein Biochemiker entdeckt, daß das neugeborene Kind elfmal mehr organisches Kupfer in Blut, Herz und Leber besitzt als ein erwachsener Mensch. Venus ist in der Alchemie gleich Kupfer. Venuskräfte sind bei der Bildung keimenden Lebens formend beteiligt, sagt die Astrologie.

Der astronomische Kalender steckt voller astrologischer Geheimnisse. Es ist verkümmertes Restwissen, wenn der Bauer Saat und Ernte nach gewissen Zeichen vornimmt; aber es stecken Tatsachen dahinter.

Das Wissen oder Ahnen um die astralen Einflüsse auf die Charaktergestaltung ist universell verbreitet. Alle Kulturvölker kennen die maßgebenden Gestirne, und zwar sind es sieben: Mars, Jupiter, Venus, Merkur, Saturn, Mond und Sonne. Auch die Zeichen für diese Sieben sind allen Kulturen gemeinsam. Die Götter der alten Germanen, wie die der Griechen und Römer, decken sich mit diesen sieben Kräftesymbolen. Seit Bachofen wissen wir: die Götter und Märchenfiguren der Alten waren niemals müßige Dichterfabeln, es verbergen sich astrologische Vorstellungen dahinter.

Man kann diese kosmischen Wirkungen mit den heutigen wissenschaftlichen Methoden nicht ergründen. Man weiß nicht, warum Mars (Ares-Ziu) als Sternkonstellation im menschlichen Charakter, im menschlichen Schicksal, im Völkergeschick das Gewalttätige, Kriegerische, Rohe, die Zerstörungssucht, den schrankenlosen Beutewillen verstärkt; warum Saturn das Prinzip der Verlangsamung, der Verknöcherung, der Stagnation darstellen soll; warum Venus die künstlerischen Anlagen, Jupiter die ethisch-rechtlichen im Menschen formt und treibt usw.

Nicht mit dem Intellekt ist zu erfassen, warum die Menschen schon von Urbeginn an den Fixsterngruppen, die den wechselnden Stand der Sonne zur Erde in zwölf Momenten festhalten, mit den gleichen Tieren symbolisierten und warum sie für diese Symbole die gleichen Zeichen verwendeten.

Und wenn die Astrologen aller Zeiten die zwölfgeteilte Ekliptik übereinstimmend so unterteilen, daß der „Tierkreis" das Symbol der vier Temperamente (das cholerische, das sanguinische, das phlegmatische und das melancholische), die in ihrer Wesensart mit den Elementen der Alten (Feuer, Luft, Wasser, Erde) übereinstimmen, in ihren drei Stadien (Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit) darstellt; wenn sie übereinstimmend die Ekliptik („Tierkreis") in 360, 12, 24, 27, 36, 72, 108 und 144 Teile abteilen, jedem Sektor seinen Anteil an bestimmten Planetenkräften zuschreiben und gestützt darauf die subtilsten Horoskoptabellen entwerfen: so ist die Frage müßig, warum das gerade so und nicht anders gemacht wird.

Skepsis dem Horoskop gegenüber ist am Platz. Aber da die heutigen Astrologen sich bereit erklären, die Summe der Beweise so lange zu äufnen, bis jeder überzeugt sein wird, — wie es irgend eine approbierte Wissenschaft tut — so kann ein anständiger Mensch nur sagen: „Gut, ich warte darauf!" Und wenn dereinst die tausend oder zehntausend erwiesenen und nachgeprüften Fälle, bei denen das Horoskop mit den Tatsachen übereinstimmt, beieinander sind, dann wird man wohl oder übel die Astrologie als Wissenschaft gelten lassen müssen. Fankhauser räumt den polemisch-theoretischen Erörterungen einen letzten Teil seines Buches ein. Seine Polemik ist erfreulich objektiv und leidenschaftslos. Der Rezensent kann versichern, daß jeder wichtige Einwand gegen die Astrologie beantwortet ist.

So, wenn z. B. die moralischen Gefahren des durch das Horoskop bedingten Fatalismus heraufbeschworen werden. Nie — entgegnet der Verfasser — war die Willensanstrengung größer als zu Calvins Zeiten, die doch unter dem Glaubenszwang der „Gnadenwahl" stand, jenes grausamsten und konsequentesten aller Fatalismen. Nein, das Schicksal des Horoskops ist weniger lähmend und niederdrückend. Die astrologische Voraussage betrifft nur Gefahrenstellen, schwere Lebenszeiten oder auch günstige Situationen, Zeiten des Aufschwungs. Man vergleiche die Seni-Szene im „Wallenstein". „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne" gilt auch in der astrologischen — lies: indischen — Philosophie. Der Mensch hat es in sich, die Bindung an das „Karma" zu lockern, ja ganz zu lösen. Er wird von seiner „Determination" in dem Maße befreit, in dem er sich auf seine höhere Bestimmung — die guten Spuren seines Erdenwallens verbessern das Horoskop der Erbmasse aller Kommenden —, auf das „zentrale Selbst", auf das Göttliche besinnt. Wir merken: die astrologisch-indische Glaubenslehre hat innerste Verwandtschaft mit dem, was wir als wesentliches Christentum empfinden. Dies trotz „Reinkarnation", „Karma", „Nidanas", „Entelechie", „Monaden" und „Avatar". Und was Fankhauser über die persönliche Freiheit, über das Gebet und über göttliche Gnade schreibt ist voll tiefster Religiosität und könnte in irgend einem christlichen Andachtsbuch von Qualität stehen.

Die Astrologie in Fankhausers Fassung ist gereinigte Ethik, sublimierte Gottgläubigkeit. Die Theologie wird sich mit dem hier aufgerichteten Gedankengebäude auseinandersetzen müssen; denn es wäre möglich, daß diese Synthese von Wissenschaft und Religion, von Diesseits und Jenseits, von Leben und Ideal bei der europäischen intellektuellen Jugend einschlüge und daß eine in „saturnischem Intellektualismus" erstarrte Gotteswissenschaft die Führung über die Geister verlieren könnte.... H. B.

* * *

Was kann die Astrologie praktisch?

Vielleicht ist jede horoskopische Arbeit unserer Tage Stümperei, verglichen mit den Möglichkeiten, die sie besitzt; vielleicht arbeiten wir mit armseligen Fragmenten einstiger Erkenntnis. Vielleicht dürfen wir auch Unterschiede machen: Die heutige europäische Astrologie ist allein armselig; wir haben erst noch abzuwarten, ob wir den brahmanischen Geheimzirkeln gewisse Kenntnisse entlocken, die uns erst wieder zu einer achtenswerten, durchaus greifbaren und aller Welt nachweisbaren Charakterdeutung und Prognose führen und die Resultate für alle Zweifler handgreiflich präparieren. Sei dem, wie ihm sei, anfangen müssen wir, und zu einer Darstellung der Materie gehört auch, an Beispielen zu zeigen, in welchen Gebieten sich ein Horoskopkundiger versucht, und welche Ergebnisse auch heute schon nachweisbar sind.

Ich denke dabei nicht an das wichtigste aller Ergebnisse, das für den Wissenschafter überhaupt nicht in Frage kommt: Die geistige Hilfe, die einem Menschen guten Willens das astrologische Weltbild leisten kann; sie kann inhaltslosen Leben Fülle, richtungslosen Seelen Weg und Ziel werden, wie jede übersubjektiv gerichtete Weltbetrachtung.

Die Bedingtheit sei eingestanden: Wer sich in die kleinliche Horoskopie verliert, wer sich abhängig macht von „Aspekten", wer die guten Momente erlauert, und die „bösen" fürchtet, wer die schlechten Konstellationen seines eigenen Horoskops als Entschuldigungsgründe für seine Schwächen mißbraucht, für den ist Astrologie eine große

Gefahr, und jeder, der nicht den geistigen Willen mitbringt, aus der Erkenntnis der unbewußten Motive seines Lebens auch die Verpflichtung zu schöpfen, sich über die Naturgebundenheit zu heben, der lasse die Hände von solch „schwarzer Magie".

Aber ist diese Gefahr eine vereinzelte? Geben nicht Psychoanalyse, Vererbungslehre, deterministische Philosophie genau dieselben Anläße, sich der eigenen Verantwortung zu entschlagen und die Sündenböcke für seine eigenen Fehler im „Unbewußten", in der Ahnenreihe oder im generellen „Milieu" zu suchen? Es ist wirklich nicht so, daß just das „Horoskop" in einem besonderen Maße zum mutlosen ethischen Quietismus verleitet; jede andere Betrachtung des mit „äußern Ursachen" und „Einwirkungen des Nichtich" verknüpften Ich liefert dieselben Vorwände zur moralischen Passivität und zum Fallenlassen.

Im Rahmen einer positiven Horoskopie und einer allgemeinen astrologischen Lebenslehre mit den Zielen ethischer Entwicklung aber geben die horoikopischen Einzelfälle die uns Sterblichen so notwendigen empirischen Anhaltspunkte für unsere Erkenntnis, und als solche sind sie Elemente, die wir als „philosophisch" vor alle Wissenschaftlichkeit setzen.

Nachher erst mag die Wissenschaft kommen und sie von ihrem eigenen Boden aus würdigen.

Mit Erlaubnis des Verlages Orell Füßli, Zürich, abgedruckt aus „Alfred Fankhauser, Das wahre Gesicht der Astrologie".

Und nochmals Herzwil.

Erwiderung auf „Aus Großvaters Zeiten"
(„Berner Woche" Nr. 47/1931.)

Liebe Herzwilerin!

Die Erinnerungen an Ihren Großvater Niklaus Spycher, die Sie so herzwarm und schlicht erzählen, haben in mir Freude, aber auch Bedauern erweckt. Freude deshalb, weil echte Heimattreue aus Ihren Zeilen spricht; Bedauern deswegen, weil Sie uns falsch verstanden zu haben scheinen.

„Uns" — ich meine in erster Linie Herrn Albert Stumpf in Bern, den Entdecker Herzwils, wie ich ihn nennen möchte: den Mann, der aus Liebe zum Alten und Bodenständigen sein schönes Werk über die Berner Speicher schrieb, der in jahrelanger treubeflissener Arbeit bernisches Bauernheim und Bauernleben auf die Platte bannte — als zweiten meine ich meine Wenigkeit selber. Vielleicht wissen Sie nicht, welche Entstehungsgeschichte unsere kleine Arbeit in Nr. 21 der „Berner Woche" hatte?

Herr Stumpf hatte einige der schönsten Bilder aus Herzwil für die Zeitschrift der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz zusammengestellt und beauftragte mich, dazu einiges aus der Geschichte Herzwils zu erzählen. Von dieser Veröffentlichung druckte die „Berner Woche" einen Teil ab. Sie kennen doch sicher den „Heimatschutz"? Gut ... dann werden Sie sicher schon jetzt verstehend aufatmen: Ja so!

Durch jahrelanges Forschen habe ich von der Vergangenheit der Gemeinde Köniz, damit auch des Dörfchens Herzwil, einige Kenntnis erlangt und aus demjenigen, was ich gefunden, dies und jenes veröffentlicht. So war denn mein Begleittext zu den Bildern eine durchaus ernste wissenschaftliche Arbeit und darf Anspruch darauf machen, als solche gewertet zu werden.

Sie haben vielleicht noch die gemalten Scheiben in dem heute leider abgebrochenen steinernen Wohnstock gesehen? Dann erinnern Sie sich sicher an die prunkvollen Gewänder der stattlichen Mannen und ihrer nicht minder ansehnlichen Ehefrauen. Und nun lesen Sie bitte nachmals den Abschnitt, der jene Zeit (1600) betrifft. Sie können bestimmt annehmen, daß die Herzwiler von damals die Kleider, in denen sie sich dem Glasmaler stellten, nicht in einem Kostümgeschäft gemietet haben. Die waren ihr Besitz, auf den sie stolz waren und auch stolz sein durften. Das ist noch lange kein Prunken im bösen Sinne des Wortes. — Im selben Abschnitt finden Sie auch die Schilderung der Hochzeitsfeste jener Zeit. Die gnädigen Herren zu Bern hatten freilich sowohl größere Gastmäler als auch das Tanzen verboten; sie glaubten sich eben verantwortlich für das Seelenheil der Untertanen. Aus zahlreichen Beispielen wissen wir aber, daß der Bauer, wenn er seinen Sohn oder seine Tochter verheiratete, sich wenig drum kümmerte, was erlaubt war. Er hielt sich wegen seiner schweren Arbeit in sauren Wochen für berechtigt, hie und da ein frohes Fest zu feiern. Das und nichts anderes ist es, was Sie in jenem Abschnitt lesen sollen — also nicht mehr als was dasteht. Sie werden erkennen, daß es uns gänzlich ferne lag, die alten Herzwiler als Prunker und Prasser zu zeichnen, vom Neid ganz abgesehen, auf den Sie am Schlusse Ihrer Ausführungen leise tupfen ...

Feiernd auf dem Geldsack gesessen haben die Herzwiler sicher zu keiner Zeit; das haben wir aber auch gar nicht behauptet. Es gab indessen eine Zeit (das 18. Jahrhundert), da hatte der Berner Bauer, damit also auch der Herzwiler, Geld! Es war das „goldene Zeitalter" — es waren die Jahre, in denen der größte Teil derjenigen Bauernhäuser entstanden ist, die wir heute als Zeugen der „guten alten Zeit" schätzen und beachten.

Sind Sie nun mit uns einverstanden? Sie sehen, wir haben unsere Arbeit über Ihr Heimatdorf aus genau derselben Einstellung heraus geleistet, die Ihnen die Feder in die Hand gedrückt hat. Wir, d. h. in erster Hinsicht Herr Stumpf, haben seither noch mehr getan. Eine stattliche Reihe von Bildern aus dem Herzwiler Bauernleben, die so ziemlich alles dasjenige umfassen, was heute noch bodenständiges Bauerntum heißt — und worin Herzwil eines der schönsten Beispiele des Bernerlandes bietet — sind nun beisammen und sollen, mit Erläuterungen in der Sprache der Gegend, an würdigem Orte aufbewahrt werden, der Nachwelt zur Lehre und Herzwil zur Ehre. Die Herzwiler haben freudig diejenige Mitarbeit geleistet, die man von ihnen erbat. Sie verstanden, um was es uns zu tun war.

Damit „Grüß Gott"! Und nun lesen Sie unser „Herzwil" nochmals durch; Sie tun es sicher mit andern Gefühlen, weil Sie uns nicht mehr mißverstehen!

Christian Lerch.

Um Mitternacht.

Skizze von Johanna Siebel.

Vom Kirchturm schlägt es Mitternacht. Der Sturmwind faucht durch die Straßen der kleinen Stadt. Er bläst den Schnee von den Dächern; er untermischt ihn mit kaltem Regen, er jagt ihn mit dünnen kleinen Nadeln durch die Luft und überdeckt Straßen und Gassen mit Glatteis.

Die Häuser sind dunkel. Das Städtchen schläft.

Nur aus einem Fenster in der Nebenstraße, aus dem kleinen Hause, in welchem Agent Otto Hellmers wohnt, fällt ein suchender Lichtschein hinaus auf die Gasse.

Hinter den Scheiben steht eine schmale hochgewachsene Frau von ungefähr vierzig Jahren. Ihr Rücken ist geneigt, ihre Schultern etwas vorgeschoben, als trügen sie eine unsichtbare allzu schwere Last. Ihr Gesicht ist blaß und alt vor der Zeit. Durch die schwarzen Haare ziehen sich weiße Fäden. Die müden, heißen, dunklen Augen spähen in die Finsternis der stürmischen Januarnacht. Berta Hellmers steht schon lange so fast unbeweglich am Fenster. Jetzt wendet sie den Kopf zurück in das Zimmer. An dem schweren viereckigen, mit einem dunkeln Wachstuch bedeckten Tisch im Schein der Lampe sitzt ein halbwüchsiges, vielleicht fünfzehnjähriges Mädchen. Es hat die Stirne auf einem Buch liegen. Bei der